



Malte Dominik Krüger und André Munzinger

Machtlos?

Evangelische Kirche(n) und ihre Potenziale

 **Malte Dominik Krüger** ist Professor für Systematische Theologie und Religionsphilosophie sowie Direktor des Rudolf-Bultmann-Instituts für Hermeneutik an der Philipps-Universität Marburg.

 **André Munzinger** ist Professor für Systematische Theologie mit Schwerpunkt Ethik und Leiter der Schleiermacher-Forschungsstelle an der Universität Kiel.

Das Jahr 2026 zeigt eine Welt, verfangen im geopolitischen Kräfteressen. Machtansprüche sind allgegenwärtig. Scheinbar allmächtige Akteure und nahezu ohnmächtige Opfer stehen sich gegenüber, während vermeintliche Mittelmächte faktisch weitgehend übergangen werden. Macht, und zwar sehr große Macht, ist offenbar die Leitwährung der Stunde. Das Recht des Stärkeren setzt sich gegen die Stärke des Rechts durch, wie schon oft mit ungläubigem Staunen angemerkt wurde. Die weltpolitische Realität gehorcht anscheinend nicht mehr den eingespurten Normen der Hemisphäre der westlichen Aufklärung, an die wir gewöhnt sind. Europa wird offenbar als sicherheitspolitisch und digital abhängige Kolonie der Großmächte gehandelt. Deswegen wird in Europa und in Deutschland an der Entfaltung eigener Potenziale gearbeitet, um auch noch in Zukunft als wichtiger „Player“ wahrgenommen zu werden und die eigenen Wertvorstellungen – wie etwa die Stärke des Rechts – aufrechterhalten und global stark machen zu können.

Doch Machtfragen beschränken sich nicht allein auf die große Politik. Sie erreichen auch gesellschaftliche Subsysteme. In diesem Kontext stellen sich Machtfragen auch und insbesondere dort, wo Institutionen grundsätzlich ihre Erklärungskraft und damit ihre bisherige Macht verlieren. Das betrifft bekanntlich nicht nur die evangelische Kirche in Deutschland. Doch sie betrifft es auch – in ihren evangelischen Landeskirchen und in deren Gemeinschaft als „Evangelische Kirche in Deutschland“. Darum fragen wir in dieser vierten Ausgabe des theologischen Magazins *Streit-Kultur* unter dem Titel „Machtlos? Evangelische Kirche(n) und ihre Potenziale“ nach der Macht und Ohnmacht der evangelischen Kirche(n) im deutschsprachigen Bereich und insbesondere in



4 Deutschland: Verfügt / verfügen sie angesichts ihres atemberaubenden Mitgliederückgangs und ihres massiven Glaubwürdigkeitsverlustes noch über Gestaltungspotenziale für die Zukunft? Oder hat sie sich faktisch in ihrer Ohnmacht eingerichtet, deren Folgen nun vermeintlich klug verwaltet und tatsächlich aber eher fatalistisch hingenommen werden? Oder sollte man die Perspektive umkehren: Findet die evangelische Kirche in der anstehenden Ohnmachtserfahrung vielleicht zur Glaubwürdigkeit zurück, die in Wahrheit ihre „Macht“ ausmacht, wenn man das als Macht bezeichnen möchte? Allerdings kann man offenbar die letztere Frage und ihren Inhalt auch leicht als weltfremden Wunschglauben hinstellen, der noch nie der harten Realität der Kirchengeschichte entsprochen hat. Angesichts dieser Alternative liegt es nahe, vermeintlich gut protestantisch und „kontextsensibel“ den Kompromiss zu favorisieren: Vielleicht ist die aktuelle Krise für die evangelische Kirche(n) am Ende beides, also Verlust und Gewinn zugleich, nur eben in verschiedenen Hinsichten. Aber was sind dann genau diese Hinsichten, und wie sind sie untereinander verbunden? Guter Rat ist hier teuer. Umso wichtiger sind die Beiträge dieses Heftes: Sie erschließen ein hochgradig konflikthafte Themenfeld, ordnen Debatten und eröffnen neue Horizonte.

Klar scheint: Die evangelischen Kirchen müssen in Deutschland ihrer Macht selbst neu nachgehen. Seit der Aufdeckung sexualisierter Gewalt geht ein Erdbeben durch ihre Reihen, das nach öffentlicher Resonanz nun zunehmend die zuständigen Gremien in der Kirche beschäftigt. Fassungslosigkeit, Erschütterung und Scham sind häufige Reaktionen, bevor dann systemisch das Institutionelle und Amtliche greift, welches mit bisher – scheinbar überschaubaren – Erfolgen die Herausforderung annehmen und bewältigen möchte. Wie Detlev Zander, der als Betroffener im „Beteiligungsforum Sexualisierte Gewalt in der EKD“ (Hannover) sitzt, im Interview mit uns eindringlich und auch in neuen Horizonten hervorhebt, wartet hier noch viel Arbeit auf die evangelischen Kirchen. Doch: Wie gehen sie gegenwärtig damit um? Mit welchen Praktiken und Verfahren begegnen die evangelischen Kirchen ihrem Vertrauensverlust in der jüngsten Geschichte und in unserer Gegenwart, um geschehene Vergehen grundlegend und transparent aufzuarbeiten, in Zukunft sexualisierte Gewalt zu verhindern und selbst wieder glaubwürdig zu werden? Offenbar hat diese Reaktion auch wieder etwas mit Macht – was ist das eigentlich? – zu tun, wenn Macht von Möglichkeiten, die man realisieren kann, nicht zu trennen ist.

In dieser Fluchtlinie fordert der Theologe Prof. Dr. Gerhard Schreiber (Hamburg) in seinem Beitrag angesichts der Verknüpfung von Macht und Möglichkeiten grundsätzlich eine neue „Machtordnung“. Demnach ist Macht nicht einfach *per se* böse, wie manche – gern auch moralisch zugespitzt – meinen. Bedenkt man zudem, dass auch und sogar die Moral eine Macht ist, wird deutlich, wie schwierig der Umgang mit dem Phänomen „Macht“ ist. Darum die Macht in ihrer Unvermeidbarkeit nicht zu „verbrämen“, sondern bewusst und transparent zu gestalten, fordert Kirchenpräsidentin Dorothee Wüst (Evangelische Kirche



der Pfalz) im Streitgespräch. Dem, was eine verantwortungsvoll machtbewusste und geistlich rechenschaftsfähige Leitungskultur sein könnte, geht der Pfarrer und Geschäftsführer der EKD-Akademien für Kirche und Diakonie Dr. Lars Charbonnier (Berlin) in seinem Beitrag nach. Landesbischöfin Prof. Dr. Heike Springhart (Evangelische Kirche in Baden) macht in ihrem Beitrag allerdings auch darauf aufmerksam, dass eine kirchliche Selbstbeschäftigung und das Nachdenken über die Macht oder Ohnmacht der Kirche leicht dasjenige verdecken können, was Kirche – auch in ihrer Verletzlichkeit – ausmacht. Bischöfin Nora Steen (Bischöfin in der Nordkirche) sieht darüber hinaus die vermeintliche Machtlosigkeit als geistliche Chance, ihren ursprünglichen, genuinen Aufgaben nachzugehen. „Machtlos? Ja. Bedeutungslos? Nein“, konstatiert sie.

Die in diesem Zusammenhang wichtige Frage nach der politischen Rolle der evangelischen Kirche(n) löst in der Regel heftige Reaktionen und Debatten aus. Oft entzündeten sich diese an den Fragen, ob und inwieweit sich die evangelische(n) Kirche(n) mit gesellschaftlichen Teilgruppen identifizieren soll(en) oder nicht. Stellt man die Fragen scharf, kann man jedoch in Probleme geraten. So klingt der – gern im Anschluss an Bonhoeffer und andere formulierte – Anspruch, dass Kirche nur dort ist, wo sie für andere spricht, gewiss nachvollziehbar. In den letzten Jahrzehnten entwickelt sich daraus zurecht eine Sensibilität für bisher oftmals vernachlässigte Stimmen – Menschen, die massive Erfahrungen der Machtlosigkeit erlebt haben und weiter erleben. Welche Konsequenz hat aber dieses Eintreten für andere? Ist damit die Selbstauflösung der evangelischen Kirchen in gesellschaftliche NGOs gemeint, oder wird dabei nicht faktisch vorausgesetzt, dass es die Kirche als eigenes Handlungssubjekt gibt, das als solches durchaus erkennbar bleibt? (Und wenn letzteres nicht der Fall sein sollte, was unterscheidet dann evangelische Kirchen von politischen Parteien?) Ein weiteres, besonders heikles Problem scheint es zu sein, zu bestimmen, für welche Gruppen von Marginalisierten man sich einsetzen möchte. Vermutlich sollten es nicht diejenigen sein, die am lautesten auf sich aufmerksam machen können und offenbar dafür noch die Macht haben. Und: Wollen bestimmte Marginalisierte diese Fürsprache der Kirche wirklich, oder werden sie – ketzerisch gefragt – vielleicht nicht sogar politisch instrumentalisiert? Oder ist es umgekehrt so, dass bestimmte Stimmen, die vielleicht gar nicht mehr in der Kirche sind, diese ihrerseits politisch instrumentalisieren, und die Kirche macht mit, um aktuell zu erscheinen? Dann wäre es eine wechselseitige Instrumentalisierung, die sich faktisch – mit Hegels Herr-Knecht-Dialektik – selbst aufhebt, weil man sich in diesem wechselseitigen Gebrauch auf Augenhöhe befindet. Alles wäre gut.

Oder doch nicht? Man könnte mit Nietzsches Kritik am Christentum hier noch viel kritischer nachfragen. Hängt das Interesse der Kirche, für bestimmte Gruppen zu sprechen, nicht mit einer intrikaten und perfiden Dialektik von Ohnmacht und Macht zusammen? Wer sich als Opfer darstellen kann, vermag nach Nietzsche in Wahrheit kraft der Moral die wahre Macht in den Händen



6 zu halten. Und nicht zuletzt das Christentum, so Nietzsche, ist an dem Punkt gerissen. Pragmatisch und theologisch am Fortbestand der evangelischen Kirchen interessiert, könnte man daher nun innerlich zurückschrecken und meinen: Vielleicht sollte man aus politischen Gründen zu dem, was wir heute auch aus erregten Debatten der Kulturwissenschaften unter den Schlagwörtern von „Opferkonkurrenz“, „Deutungsmacht“ und „paternalistischer Fürsorge“ kennen, lieber schweigen, damit der Kirche noch die Anteile an der Macht bleiben, die sie hat bzw. bekommen kann. Doch – geht das? Schließlich gibt es auch heute Minderheiten, die so ohnmächtig sind, dass sie nahezu gar keine Stimme haben und ein Anliegen der Kirche sein sollten. Ein (!) Beispiel dafür sind, um an dem Punkt auch eine internationale Diskussion aufzunehmen („childist criticism“), die Kinder, also Menschen, die wir in der Regel und faktisch nicht als ganz entwickelt und vollwertig wahrnehmen. Oft werden sie übersehen, und sogar die Tatsache, dass sie übersehen werden, wird noch übersehen. Dabei leben wir zu einem großen Teil auf ihre Kosten, und zwar was Klima, Finanzen und Perspektiven angeht. Die Diskussion einer Theologie der Kindheit steckt immer noch in den Anfängen, auch wenn sich dies absehbar im deutschsprachigen Raum zu ändern beginnt.¹

Die Frage nach Macht und Ohnmacht der Kirche berührt, denkt man sie weiter, noch andere empfindliche Stellen, wie etwa diejenige zwischen Kirche und Staat, wie der Pfarrer Eckehard Möller (Dresden), Vorsitzender des „Verbandes evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer“, unterstreicht. Ohnehin kann man die Frage nach der Macht und Ohnmacht auch im Blick auf das Gemeindepfarramt und seine Stellung bei den anstehenden Reformen und „Zukunftsprozessen“ stellen: Gehören hier nicht zunehmend Ohnmachtserfahrungen dazu, wenn man von höherbezahlten Kolleginnen und Kollegen in Kirchenleitungen für multiprofessionelle Teams in „transparochialen“ oder „regiolokalen“ Verbänden vorgesehen wird? Ist die mancherorts angedachte Aufhebung der Verbeamtung für Pfarrpersonen nicht auch eine Machtfrage? Und: Warum werden solche Vorschläge in der Regel für (Gemeinde-) Pfarrpersonen und nicht etwa für leitende Geistliche diskutiert? Man wird in Gesprächen mit Pfarrpersonen den Verdacht nicht los, dass auch bei solchen Entscheidungen Macht und Ohnmacht eine Rolle spielen. Und nur nebenbei gefragt: Machen entsprechende Entwicklungen das Pfarramt als Zukunftsberuf attraktiv? Professionstheoretisch will die Theologie ja gern mit Jura und Medizin auf Augenhöhe wahrgenommen werden. Doch konkurriert man mit einer neuen – ob nun gefühlten oder tatsächlichen – Ohnmacht im Pfarramt hier tatsächlich um denselben Nachwuchs?

In diesem grundsätzlichen Zusammenhang kann man auch eine Frage stellen, die nicht wenige für den Elefanten im Raum halten: Vernachlässigt die Kirche

1 Vgl. z. B. M. D. KRÜGER/D. SCHLENKE (Hg.), *Kinder Gottes. Kindheit theologisch denken*, 2026.



nicht schon seit längerer Zeit die „Lebenswirklichkeit der bürgerlichen Mittelschicht, die dem Protestantismus lange die Treue hielt“, wie der Philosoph Prof. Dr. Konrad Ott (Kiel) und die Theologin Dr. Veronika Surau-Ott (Kiel/Greifswald) in ihrem Beitrag erwägen? Hängen Macht und Ohnmacht der evangelischen Kirchen zukünftig nicht auch davon ab, inwieweit sie dieser Mittelschicht gerecht werden? Man muss hier nur an die – je nach (theologie-) politischer Couleur – aktuellen Schlagworte bzw. konfuse Reizworte im innerevangelischen Diskurs wie „Klassismus“, „Polyamorie“ und „Weihnachten entkolonisieren“ denken, um den Sprengstoff dieser Frage zu realisieren: Sind Kantoreien, die Bachs „Weihnachtsoratorium“ aufführen, der Paradedfall von zu kritisierendem „Klassismus“? Und wie ist es mit der Segnung oder Trauung (auch das ist schon ein Unterschied) von „polyamoren“ Beziehungsverhältnissen? Muss das traditionelle Weihnachtsfest „rassismuskritisch“ umgeformt werden, um endlich ein von allen Menschen nutzbares Fest zu werden? Aktuelle Debatten dazu nicht nur aus dem kirchlichen Berlin lassen munter grüßen und die Frage aufkommen, ob man damit tatsächlich die „Lebenswirklichkeit der bürgerlichen Mittelschicht“ trifft? ... Was man vermutlich festhalten kann, ist die Beobachtung: Es gibt in den evangelischen Kirchen eine größere „Bubble“ in der kirchlichen Mitte (oder mehrere „Bubbles“, wenn man die soziologisch ausgerichtete und kirchenamtlich unterstützte Milieuforschung als Differenzierungsgewinn aufnehmen möchte), und diese „Bubble“ hat offenbar den Exodus aus der Kirche angetreten. Die Überholung der für die Kirche schwierigen Vorhersagen der „Freiburger Studie“ durch die Realität des Mitgliederrückgangs spricht hier eine deutliche Sprache, die man auch nicht durch vermeintlich hochkomplexe Milieuforschung wieder vollständig „einfangen“ und relativieren kann. Angesichts dieser Lage der

- 2 Dazu passt, dass einer der Verfasser dieses Editorials auf „Instagram“ gerade die Anfrage eines Abiturienten bekommen hat, an welcher deutschsprachigen Fakultät man auf Pfarramt studieren könnte, an der es auch (!) „eher konservative“ Professorinnen und Professoren gäbe. Die Antwort des angeschriebenen Verfassers dieses Editorials, dass es vermutlich und hoffentlich an allen Standorten – am politischen Spektrum orientiert – Formen von „fortschrittlicher“, „liberaler“ oder „konservativer“ Theologie gäbe, weil dies ein Ausweis dafür sei, dass die evangelische Theologie akademisch in sich vielseitig, bunt und divers sei, fand in den sozialen Netzwerken mit nahezu 5000 Aufrufen eine massiv positive Resonanz. Verbunden war diese Antwort mit dem Hinweis, dass häufig auch vermeintlich „fortschrittliche“ und „liberale“ Theologien etwas „Konservatives“ haben könnten, wie umgekehrt „konservative“ Theologien „fortschrittlicher“ sein könnten, als es den ersten Anschein hätte. Die theologische Realität sei manchmal komplexer als Einteilungen aus der aktuellen Parteienpolitik oder Erstreaktionen entlang eingespurter Empörungslinien. Um sich hier selbst ein Bild der unterschiedlichen Theologien in der akademischen Welt zu machen, sollte man möglichst viele und unterschiedliche Positionen direkt von deren Vertreterinnen und Vertretern hören und sich selbst darauf einen Reim machen; und genau dies sei auch Sinn des Theologiestudiums, nämlich akademisch-theologische Vielfalt wahrzunehmen, eine eigene Sicht auf die Theologie zu entwickeln und beides möglichst gut zusammenzubringen. Dieses Plädoyer liegt ganz in der Fluchtlinie dieses Journals, das nicht ohne Grund, „Streit-Kultur“ heißt, geht es uns doch darum, Räume der Diskursivität zu stärken und zu kultivieren.



8 Kirche rät der Theologe Prof. Dr. DDr. h.c. Ulrich H. J. Körtner (Wien) im Streitgespräch zu wirklich fundierter Theologie und zur realistischen Einstellung auf eine neue Diaspora-Situation. Anders gesagt: Tagespolitisch inspirierte Aktionen, vermeintlich „abgefahrene“ Erfindungen neuer Begriffe, die manche selbst intern „Plastikbegriffe“ nennen, und die zunehmende Unkenntnis der eigenen Denktraditionen mit ihren Reflexionsstandards dürften kaum die Lösung sein. Keine Theologie, die ideengeschichtlich-reflexiv nicht einigermaßen trittsicher ist, kann die christliche Botschaft gegenwartsanalytisch gut aufschließen, geschweige denn eine Zukunft beeinflussen.

Vor dem Hintergrund überrascht es vielleicht nicht, dass das theologische Selbstverständnis kirchlicher Macht in dieser Ausgabe intensiv bearbeitet wird. Schon im Jahr 2011 hatte der Münchener Theologe Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Graf in seiner viel diskutierten Streitschrift „Kirchendämmerung“ unter anderem die Sprachlosigkeit, die Bildungsferne und den Moralismus, aber auch die Selbstgewissheit, die Zukunftsverweigerung und den Sozialpaternalismus der evangelischen Kirchen angeprangert. Die Lage ist seitdem vermutlich nicht besser geworden. Oder doch? Die Diagnosen dazu sind in dem vorliegenden Heft perspektivenreich und pointiert. „Der Kirche geht die Puste – der Glaube – aus [...]“, konstatiert der Theologe Prof. Dr. Udo Schnelle (Halle), und plädiert für eine ebenso traditionsbewusste wie gegenwartsbezogene Erneuerung. Der Theologe Prof. Dr. Ralf Frisch (Nürnberg) problematisiert den liberalen Mainstream-Protestantismus unserer Zeit und plädiert im wohlverstandenen (!) Sinn für die reflektierte Rede von einem tatsächlich mächtigen Gott. Ebenfalls kritisch zur bestehenden Kirche äußert sich der Theologe Prof. Dr. Friedemann Voigt (Marburg), plädiert aber entschieden für eine liberaltheologische Sicht: Mit der Betonung ihres politischen und moralischen Anspruchs droht die Kirche die ihr eigentümliche Kompromissfähigkeit zu verspielen, so Voigt, mit der Folge, dass die Kirche sich ungewollt um ihre Möglichkeiten bringt und faktisch öffentlich ihre Ohnmacht offenlegt. Hier könnte, so Voigt, eine Besinnung auf liberaltheologische Einsichten hilfreich sein. Ist also theologisch aus unterschiedlichen Perspektiven am Ende doch das Ende der Kirche abwendbar? Diese Perspektive jedenfalls berührt die Definition von Macht, welche die Theologin Prof. Dr. Kristin Merle (Hamburg) in ihrem Beitrag stark macht, nämlich „das Vermögen, etwas Mögliches wirklich zu machen“.

Vielleicht besteht ein gewisser Konsens der vorliegenden Beiträge in der Einsicht: Kirche wird sich auch in der Machtfrage oder angesichts ihrer aktuellen Ohnmachtserfahrungen nicht allein über ihre soziopolitische Rolle definieren können, so sehr die Rechenschaft darüber unerlässlich ist. Doch ohne Theologie, die ihre Tradition, die damit verbundenen Reflexionsstandards und die Gegenwart wahrnimmt, wird es auch nicht gehen: Es braucht also tatsächlich eine Lehre von Gott. Allerdings gehört dazu auch die Frage, von welchem Gott präzise die Rede ist. Dass dies keineswegs ökumenische Neuausrichtungen



und gesellschaftliche Offenheit ausschließt, zeigen auf ihre Weise die beiden Rezensionen der christkatholischen Theologin Stefanie Arnold (Bern) und des altkatholischen Theologen Prof. Dr. Andreas Krebs (Bonn) am Schluss dieses Heftes.

Als Herausgeber danken wir allen Beitragenden ausdrücklich. Sie haben sich auf die herausfordernde Spurensuche nach Macht und Ohnmacht der Kirche gemacht und verleihen dem Heft ein starkes Profil. Von den lebendigen Interviews haben wir sehr profitiert, die substanziellen Beiträge führen differenzierend in den Streit über die (Ohn-) Macht der evangelischen Kirche ein. Besonders danken möchten wir Daniel Rossa (Marburg) und Dr. Robert Martin Jockel (Gießen) für die präzise Zusammenstellung der Beiträge und die positive Begleitung der Herausgabe des gesamten Heftes. Das für unser Journal *Streit-Kultur* moderne und ungewöhnliche Titelbild mag für die Hoffnung stehen, dass wir die Potenziale der evangelische(n) Kirche(n) im Blick auf den Umgang mit Macht und Ohnmacht in einer noch etwas ungreifbaren, aber bunten Zukunft sehen.

Noch ein Wort in eigener Sache zur Thematik: Das Journal *Streit-Kultur* will Konflikte nicht von einer einseitigen Hermeneutik willkürlicher Macht beherrscht wissen. Auch wenn dieses Heft vorrangig auf die Frage von Macht und Ohnmacht der Kirche abzielt, ist damit die Rechenschaftspflicht der akademischen Theologie keineswegs in Abrede gestellt: Letztere muss selbst theoretisch und praktisch mit Macht und Ohnmacht in ihrem Diskurs umgehen, und natürlich berührt das viele Felder, die in diesem Editorial schon genannt wurden. Nicht zuletzt die Macht und Ohnmacht von Medien verdiente darüber hinaus grundsätzlich eine eingehende Behandlung. Bereits die Rede von der Presse als „vierter Gewalt“ und den neuen Digitalmedien als „fünfter Gewalt“ ist machtaffin (allein schon aufgrund der Verknüpfung mit dem Wort „Gewalt“): Meinungsbildungsprozesse, die immer mit Macht und Ohnmacht verbunden sind, hängen an Formen medialer Öffentlichkeit; hier sind die Aufdeckung von Missständen, die Kanalisierung von Unzufriedenheit und das Entstehen von (Protest-) Bewegungen wichtig. In vielleicht eigener, bereichsspezifischer Weise gilt diese Verflechtung von Macht und Medien auch für kirchliche und sogar theologisch-akademische Medien. Zu letzteren zählt auch das Journal *Streit-Kultur* und dieses Heft. *Streit-Kultur* ist in gewisser Hinsicht aus machtpolitischer Motivation gegründet worden, nämlich um etwas zu bewirken. Dies ist der Versuch, die Macht im akademischen Diskurs an eine argumentative Diskursivität zu binden, die an Gründen ihr Maß nimmt. So möchte unser Journal *Streit-Kultur* einer „Versäulung“ des aktuellen Diskurses in der Theologie entgegenwirken und die Diskursivität stärken, die an Gründen ausgerichtet ist. Nicht erst Jürgen Habermas mit seiner Rede vom „zwanglosen Zwang des besseren Arguments“, sondern schon Platon, der bekanntlich auch unseren Begriff „Theologie“ eingeführt und geprägt hat, beharrte auf dem Geben und Nehmen von Gründen als dem Grundzug des rechenschaftsfähigen Gesprächs. Dies heute – auch in der



- 10 gleichsam kleinen Münze dieses Einzelheftes – ein wenig geltend zu machen, ist das Anliegen der beiden Herausgeber. Und trotz unübersehbar gegenläufiger Tendenzen sind wir guter Hoffnung. Denn ohne gemeinsame Vernunftorientierung gelingt kein Gespräch zwischen Menschen, erst recht nicht über den Gott, von dem wir glauben, dass er im „Logos“ wirklich geworden ist.